

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931

102 (2.5.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 18

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 102

Nr. 18

Samstag, den 2. Mai

1931

Berliner Götterdämmerung

Von Curt Amero

Dämmert es endlich? Wird endlich die Herrschaft jenes fatalen Literatenklingels in Berlin ihr Ende finden? Es wäre ein Segen!

Schon vor dem Kriege hat es begonnen: Berlin fühlte sich als kultureller Mittelpunkt Deutschlands, gewissermaßen als die geistige Oberbefruchtungszone des Reiches. Da der Herrschaftsanspruch mit sehr viel Unverfrorenheit und Zähigkeit vertreten wurde, und da ein großer Apparat von Zeitungen, Zeitschriften, Vereinen und gesellschaftlichen Cliquen sich nur zu willig zum Propagandisten dieses Anspruchs hergab, erlag man auch außerhalb Berlins häufig genug der Suggestion, und man betete etwas an, was man eigentlich hätte verfluchen sollen.

Nach dem Kriege wurde es dann noch schlimmer: Hand in Hand mit den politischen Zentralisationsbestrebungen wandelte mit feig entblöhter Stirne ein kulturell aufgezogener Unitarismus, dessen unverhülltes Ziel es war und ist, die gesamte deutsche Kultur dem Machtgebot des Berliner Literatentums zu unterwerfen.

Wo die Unverfrorenheit nichts helfen wollte, da wurde von Berlin aus mit den feineren und feinsten Mitteln der Überredung und Verführung gearbeitet. Der naive Leser draußen sah und merkte das Gift gar nicht, das ihm in der entsprechenden Dosisierung, in meist sehr hübscher und gefälliger Packung beigebracht wurde. Beigebracht wurde unter dem Feldgeschrei kulturellen Fortschrittelertums. Und leider ist es nun einmal so, daß gar viele Deutsche, denen Wissen Macht bedeutet, und die noch immer an eine Lösung der Welttrübsal mit den Kräften des Verbandes glauben, auf eine Propaganda hereinfallen, die sich so fortschrittlich und so aufgeklärt gebärdet.

Es war ein Glück für uns, daß das Berliner Literatentum zu früh den Sieg in der Hand zu haben meinte und zu früh die Maske lüftete. Man verzichtete allmählich auf die feinere Methode und gefiel sich in der Hauptsache nur noch in Bekundungen einer herrschsüchtigen Arroganz. Und das war es, was die Gegenbewegung entfesselte. Und diese Gegenbewegung ist in der letzten Zeit so stark geworden, daß man allerdings von dem Beginn einer Berliner Götterdämmerung sprechen darf.

Ausgangspunkt der Gegenbewegung war natürlich „die Provinz“ und hier in allererster Linie der deutsche Süden mit seiner älteren, gepflegteren und im wahren Sinne des Wortes demokratischeren Kultur. Aber die Bewegung griff alsbald auf Berlin selbst über. Und, wenn es auch den wenigsten Menschen möglich ist, sich im Berliner Dunst einen freien und klaren Kopf zu bewahren, so genigte doch immerhin das Gefühl von der eigenen Würde, die Überzeugung vom eigenen Wert, um auch eine Reihe von Berliner Schriftstellern in die Opposition zu treiben. Selbstverständlich halfen dabei auch politische und religiöse Momente mit.

Vor allem aber war und ist es das vaterländische Empfinden, das als Hauptantriebskraft hinter dieser Opposition steht. Man hat es nun allgemein fast bekommen, sich die geistigen Produkte fremder Länder (so Rußlands und Frankreichs) als Offenbarungen eines höheren oder

doch zum mindesten weiter vorwärts weisenden Menschentums aufschwächen zu lassen. Langsam bildete sich so etwas, wie eine *Monroe-Doktrin des deutschen Schrifttums*: man reklamierte den deutschen Leser für den deutschen Schriftsteller. Man bekamte sich auch kulturell zu schützöllnerischen Ideen. Man erklärte: „Warum sollen wir ein ausländisches Buch anheimeln, dessen Wert nur 30-prozentig ist, wenn wir in Deutschland selbst Bücher hervorbringen, die 60- bis 80prozentigen Gehalt haben?“

Das Berliner Literatentum war es nun, wie gesagt, selbst, das dieser wohlberechtigten, von uns an dieser Stelle immer wieder geförderten Gegenbewegung in die Hände arbeitete. Und zwar durch seine alles Maß übersteigende Impertinenz und durch eine Selbstsucht, die dem armen Schächer aus der „Provinz“ noch nicht einmal ein Profämlein gönnte.

An dem „Fall Döblin“ läßt sich am besten die Geschichte dieser beginnenden Götterdämmerung studieren. Alfred Döblin schreibt schon seit 18 Jahren Romane und Dramen. Ihr künstlerischer Wert ist gering. Im besten Falle sind sie Schöpfungen eines in den Schmutz der Winkel hineinleuchtenden, kraffen Naturalismus. Selbstverständlich mußte ein solcher Naturalismus weiten Kreisen Berlins zusagen. Döblin erklomm vor zwei Jahren einen Gipfelpunkt seines Schaffens, als er den Roman „Berlin-Alexanderplatz“ veröffentlichte, ein Buch, das die Bevölkerung um den Alexanderplatz herum schildert, dabei aber eigentlich nur das Häßliche und Widerliche vor den Leser zerrt. Döblin schöpft kräftig aus der Gasse dort, wo sie am übelsten riecht, und er traf damit nur zu gut den Geschmack seines Lesepublikums.

Daß ein solcher Mann unter den abgestempelten Repräsentanten der heutigen Literatur in Deutschland nicht fehlen darf, kann man sich denken. Döblin ist Mitglied der Akademie der bildenden Künste, Abteilung Literatur. Innerhalb dieser Akademie hat er sich als Wortführer des von mir oben gekennzeichneten Berliner Literatentums betätigt. Der Erfolg war der, daß eine Reihe wirklich bedeutender, deutscher Schriftsteller und Dichter (Wilhelm Schäfer, Kolbenheyer, Hermann Hesse) aus der Akademie austraten. Sie wollten mit diesem Berliner Betrieb nichts mehr zu tun haben. Ihr Austritt stempelt für jeden, der zu einem ehrlichen Urteil über das deutsche Schrifttum unserer Tage berufen ist, die Literaturabteilung der Akademie zu einem Institut ohne wahre Repräsentationsberechtigung. Denn die besten Namen fehlen namentlich.

Aber Herr Döblin ruhte auf seinen „Lorbeeren“ nicht aus. Als kürzlich eine Kunstausstellung in Berlin eröffnet wurde, hatte man ihn durch irgend eine Eigenmächtigkeit zum Eröffnungsvorredner bestellt. Was tat Herr Döblin? Er versicherte den Künstlern kurz und bündig, daß ihre Kunst mit der heutigen Zeit überhaupt nichts zu tun habe, völlig sinnlos und überflüssig sei und höchstens noch als eine kriminelle Angelegenheit gelten könne. Es zeugt für die gute Erziehung seiner Zuhörer, daß Herr Döblin im vollen Besitz seiner gesunden Glieder das Sprechpult verlassen konnte. Da seine Rede durch Rundfunk verbreitet wurde, sahen sich die bildenden Künstler Berlins genötigt, eine Protestversammlung gegen Döblin einzuberufen, obwohl sie sich sagen mußten,

daß sie damit dem Herrn eigentlich eine viel zu große Ehre erwiesen.

Inzwischen richtete sich Herr Döblin — allerdings un-freiwillig — selbst. Er ließ sein neuestes dramatisches Machwerk auf der Berliner Volksbühne aufführen. Und das Stück erlebte selbst bei denen, die schon an allerlei schmutzige Banalitäten gewöhnt sind, einen katastrophalen Durchfall. In dem Stück unterfängt sich Herr Döblin, das Götterproblem zu diskutieren. Er tut das in einer Weise, die selbst den Berliner Kutteln gar zu albern vorgekommen ist. Ein Teil der Berliner Kritik hat unter Führung Alfred Kerrs das blöde Stück mit einer Entschiedenheit abgelehnt, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Hoffentlich bleibt der Fall Döblin kein Einzelfall. Hoffentlich rafft man sich dazu auf, auf der ganzen Front diesen überheblichen, künstlerisch im tiefsten Innern unfruchtbaren und zerfressenen Literatenklingel Berlins zu bekämpfen und aus seiner Position herauszudrängen. Die deutsche Kultur wäre es, die den Vorteil davon hätte!

Lothar Schreyer: „Die bildende Kunst der Deutschen“

Das Buch „Die bildende Kunst der Deutschen“. Eine Art Kunstgeschichte. Ganz schlicht geschrieben, leichtverständlich, und doch nur von dem zu fassen, der von ihm ergriffen wird. Denn was hier ausgebreitet ist, sind die Tiefen der Sachwissenschaft eines Maler mysticus.

War heraus: was ist dies Buch? Ein Leitfaden in die Theorie hinein, durch das Labyrinth hindurch, in dem die graue Theorie haekt, in die freie Sicherheit gottseligen Werkens.

Jene Art von Einführung, bei der ein cherubinischer Wandersmann den lieben Laien an der Hand nimmt, ihn in das Kunstwerk hineinzuführen, wie im Märchen, im Märchenmädchen, da einer sein Gehäule malte mit einer Lür, auf die er zuring in sein kleines Werk hinein, durch sein kleines Haus hindurch und doch nicht aus dem Haus heraus, weil der Raum sich immer tiefer in die Hintergründe weitet, so daß des Wanderns kein Ende ist, und er doch wohnt in seinem Bilde, aufgenommen in die Schöpfung, die er selbst geschaffen hat, unsichtbar im Hintergrund, wo die Großen sich klein machen, weil die Maße unermesslich und die Fernen Tiefen werden.

Ein Buch, dessen Räume keiner ausmisst, auch der nicht, der es geschrieben hat. Die ruhige Niederschrift der kleinen unermesslichen Welt, die der Tiermaler Franz Marc im Felde 1915 im Aug des Leichbühns sich brechen sah, da es untertauchte: ... die tausend Ringe, die jedes kleine Leben einfassen, das Blau der flüsternden Himmel, das der See trinkt, das verzierte Auftauchen an einem anderen Ort —, erkennt, meine Freunde, was Bilder sind: das Auftauchen an einem anderen Ort“ ...

So ist dies Buch. Nur noch ruhiger. Gelassener. Sachlicher. Die Kunstgeschichte des Kunstgeschichtens, das nicht „historisch“ wird, wo es die Zukunft in sich trägt. Eine große Geheimlehre, hinausgetragen in alle vier Winde aus den Werkstuben der Stillen, hinausgetragen ins gespenstige Handwerk derer, denen Voraussetzungen fehlen. Die feine Bauhüttenweisheit erbaulichen Bauens, die da

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Photographieren mit Kupfer

Eine epochemachende Erfindung ist Mr. C. J. Smithells von den Research-Laboratories der General Electric Company in Wembley gelungen. Es ist seit langem bekannt, daß gewisse Kupfersalze lichtempfindlich sind, d. h. sie verändern ihr Aussehen, werden z. B. schwarz, wenn sie belichtet werden. Doch waren die Bilder — wenn man das überhaupt so nennen konnte — nicht befriedigend, insbesondere zeigten sich graue Schleier und das Fixieren glückte auch nicht recht. Mr. Smithells hat nun ein Verfahren erdacht, das hier Abhilfe schafft und diese Fehler nicht besitzt. Der Vorgang ist ungefähr folgender: Eine Kupferplatte wird sorgfältig gereinigt und poliert. Darauf wird sie im Dunkeln zehn Sekunden in eine zehnprozentige Lösung Kupferchlorid oder Kupferammoniumchlorid getaucht. Durch Röntgenstrahlenuntersuchung wurde nachgewiesen, daß dadurch ein ganz zarter dünner Film von Kupferchlorid entsteht, der die eigentliche lichtempfindliche Substanz darstellt. Vervollkommenet wird sie durch sorgfältiges Waschen in fließendem Wasser und Spülen mit Methylnalkohol (Sollgeist). Nachdem die Platte an der Luft getrocknet hat, sitzt die empfindliche Schicht so fest, daß man sie selbst mit einem Tuche nicht abwischt. Einige Sekunden im direkten Licht einer Wogenlampe belichtet, färbt die Oberfläche tief schwarz. Bei Kontaktstrahlen und bei gewöhnlichem Licht muß man natürlich länger belichten.

Natürlich ist das erst der vorbereitungsvolle Anfang einer Kupferphotographie, und es scheint noch ein langer Weg von der Photographie auf eine Metallplatte bis zu der auf Glas und Papier. Doch ist es vielleicht nützlich, darauf hinzuweisen,

daß die Silberphotographie auch nicht anders angefangen hatte. Als Daguerre vor 91 Jahren die ersten Bilder zeigte, benutzte er dazu eine polierte Silberplatte, die mit Jodsilber überzogen war. Diese Schicht erhielt durch Belichtung die Fähigkeit, an diesen Stellen Quecksilberdämpfe niederzuschlagen. Die Fortschritte der Chemie lassen uns hoffen, daß wir diesmal den Weg zur Verbesserung in kürzerer Zeit zurücklegen werden. Zumal durch eine Kupferphotographie unserem Volkvermögen ganz gewaltige Summen erhalten blieben.

Vor der Inbetriebnahme des ersten Ozeanwärmekraftwerks

In den Kreisen der Physiker war man sich seit langem darüber klar, daß das warme Wasser der tropischen Meere ein Energiereervoir gigantischen Ausmaßes darstellt, mit dessen Hilfe sich der Kraftbedarf der gesamten Erde decken lassen würde — vorausgesetzt, daß es gelingt, dem Wasser seine Wärme auf irgendeine Weise zu entziehen und sie zur Erzeugung von Dampf, Elektrizität oder dergleichen nutzbar zu machen. Jahrelang zerbrachen sich die Gelehrten vergeblich die Köpfe über eine geeignete Methode dazu, bis vor einiger Zeit der französische Naturforscher Claude auf den Gedanken kam, sich dafür des zwischen der Oberfläche und den tieferen Wasserschichten stets vorhandenen Temperaturunterschiedes zu bedienen. Claude schlug vor, im Ozean ein gewaltiges Röhrensystem zu verlegen, in dem eine leicht verdampfende Flüssigkeit zirkuliert. Der Siedepunkt dieser Flüssigkeit muß so niedrig sein, daß sie bei normaler Oberflächentemperatur des Ozeans bereits in Dampf von einer gewissen Spannung übergeht, der seinerseits zum Antrieb einer Turbine verwendet wird. Der der Turbine entströmende Abdampf gelangt in einen Kondensator, der von alten, den tieferen Meeresschichten entnommenem Wasser umspült wird und den Dampf wieder in flüssigen Zustand zurückverwandelt, worauf der Kreis-

lauf von neuem beginnen kann. Um zu beweisen, daß auf diese Weise es tatsächlich möglich ist, dem Ozean nutzbare Energie abzugewinnen, baute Claude zunächst ein Modell, das die Wärmeverhältnisse in tropischen Meeren im Miniaturmaßstab wiederholte, und führte es der Akademie der Wissenschaften in Paris, deren Mitglied er ist, im praktischen Betrieb vor. Das Modell funktionierte tatsächlich und lieferte genügend Kraft, um damit ein Kinderpielzeug anzutreiben. Dadurch ermutigt, baute Claude einen wesentlich größeren Apparat, der den Temperaturunterschied zwischen dem Wasser des Maasflusses und den warmen Abwässern einer nahe gelegenen Fabrik ausnutzte. Auch dieses Modell arbeitete einwandfrei und sicherte Claude die finanzielle Unterstützung einiger mächtiger Geldmänner, mit deren Hilfe er Ende 1928 nach Kuba fuhr, um dort das erste Ozeanwärmekraftwerk großen Maßstabs zu errichten. Anfangs waltete ein großer Unstern über seinen dortigen Arbeiten. Zweimal hintereinander rissen bei dem Versuch, das das Herz des ganzen Kraftwerks bildende, 2000 Meter lange Stahlrohr an einer genau festgelegten Küstenstelle ins Meer zu versenken, die Salketroffen; das Rohr zerbrach und die Stücke verschwand auf Nimmerwiedersehen. Hunderttausende von Dollars gingen auf diese Weise verloren, aber Claude und seine finanziellen Hintermänner verloren nicht den Mut, sondern versuchten das Wagnis zum dritten Male, und jetzt endlich mit Erfolg.

Der schwierigste Teil der Arbeit ist damit getan. Nachdem Turbine und Kondensator bereits früher aufgestellt worden sind, bleibt jetzt nur noch übrig, die nötigen Anschlüsse herzustellen, worauf das erste Ozeanwärmekraftwerk der Welt seinen Betrieb aufnehmen kann. Erfüllt es die Erwartungen, die sein Erbauer darauf setzt, so sind die Auswirkungen auf die Kraftversorgung der Welt gar nicht abzuschätzen.

lehrt maßlos sein um des Maßstabs willen und frei schöpferisch aus dem Geleg.

Ein Privatstudium, publice et gratis, gelesen von einem Doctor marianus der Universität dreier angelegentlichster Fakultäten. Die Frucht des Studiums — nein, der Empfängnis: die Summe aller Begnadungen eines schöpferischen Menschen, der Künstler nach seinem Gleichnis formt, wenn er Kunstschüler belehrt.

Ein Morgen-, Mittag- und Abendmahl allen, die in Ehrfurcht werken. Ein köstlicher Reliquienschein alles Vermeinten, Verkannten und Mißdeuteten der Heiligümer deutscher Kunst!

Der johanneische Zeigefinger des ewigen Täufers und Grünwalds Tafel, deutend die gekreuzigte Kunst, die dornengekrönte, gezeihete, verhöht und gelästerte, die uns doch erlösen wird, wie sie von je die Erlöset hat, denen sie auferstanden ist.

So deutet dies Buch, mit solchem Finger, so schreibt es sein glühendes Menetekel an die Wand des Kunstgeschichters, über die Köpfe der Fachbongon, ins Gelächter der Routinierten, unbedeutet, unberührt, kaum verneinend, was die Bessertwiler wissen. Hier wird das Frontgeschlecht vereidigt, das Frontgeschlecht der deutschen Künstler, auf die Formel: Was ist deutsch? Was ist ein deutscher Künstler? Und wir schwören: Der christgermanische Mensch, dem Gott die Gabe schenkte, die Einsicht des Lebens zu verkünden im Werk, gewirkt aus Vielfalt.

Hier stößt einer ein goldenes Tor auf, das Tor in die heilige Welt des Deutschen: des christgermanischen Menschen! Hier brennt der Scheiterhaufen, nicht des Eifers, aber der verzehrenden Inbrunst, zu dem Generationen pilgern, ihre „Kunstwerke“ zu opfern, daß ein Werk gerettet werde, daß eine gemeinsame ungeborene, aber schon empfangene Kunstwerk: die Wesenswerdung der deutschen Einsicht.

Hier ist Wiedergeburt verkündet, nicht die heidnische Renaissance ausgegrabenen Altertums, aber ein christliches Mittelalter, dessen Alter nicht wiederkehrt, weil nun seine Jugend anbricht.

Hier wird der Begriff Expressionismus, gereinigt vom „Expressionistischen“, endgültig die aktive Form für die passive Form: Empfängnis.

In dieser Hochschule des Schauens blickt das Herrbild, der Kunstbetrieb, dem Urbild, dem Kunsttrieb, ins Gesicht.

Was soll man sagen vom Verfasser dieses Buches? Sein Name ist Lothar Schreyer. Man kann nicht sprechen über den Mann, der dies Buch ist, das er geschrieben. Er wird sich namenlos machen müssen; denn wer sein letztes Vermächtnis auftrug, lebend unter den Lebenden, schämt sich unter den Besessenen. Er hat uns geschenkt, was nur einer einmal schenkt: die deutsche Bibel der bildenden Kunst. (Verlag Hansische Verlagsanstalt, Hamburg.) Richard Guringer, GDS.

25 Jahre Berthold-Otto-Schule

Von Oberstudiendirektor Vogt GDS.

„Seute mag ich keine Rechenstunde!“ Wenn ein Schulkind einem Lehrer so etwas ins Gesicht sagt, bleibt in den allermeisten Fällen diesem Lehrer wie den Mitschülern zunächst „die Spude weg“, und dann gibt es ein Strafgericht. Ja, sind denn alle Lehrer Tyrannen? Aber nicht doch, nur halten alle Menschen, nicht bloß alle Lehrer in der Schule einen Ton für gut, aus dem man heraus hört, daß der Lehrer allein wissen kann, was dem Kinde nützt; Kinder haben keine Entscheidungen hinzunehmen, auch wenn sie ihnen noch so widerwärtig sind. Der Lehrer handelt nur aus dem Denken seiner Mitmenschen.

Berthold Otto glaubt nicht daran, daß der Lehrer allein es wissen kann, welche Geistesnahrung dem Kinde be-

Karlshorner Konzerte

Die musikalische Nachaison scheint uns doch noch weit mehr Konzerte bringen zu sollen, als man eigentlich erwarten dürfte. So kündigt die Konzertdirektion Kurt Neufeldt allein drei weitere Veranstaltungen allerbesten Solisten an. Gleich der erste Abend, der inzwischen schon stattgefunden hat, brachte ein überraschend vollbesetztes Haus; wenn bei den nächstvor-gesehenen Konzerten von Ethel Ney und Edwin Fischer der Eintrittsaal ebenfalls so viele Besucher vereinigt, wie sie diesmal

Rosa Prihoda

um sich versammelt konnte, dann wird sich ihr Bagemut reichlich lohnen. Aber auch die Zuhörer werden, sofern jene beiden Klavierabende in künstlerisch einigermaßen gleicher Linie verlaufen, unbedingt zufriedengestellt werden. Nun ist allerdings der tschechische Geiger in der Flucht der Erscheinungen eine Ausnahme, und der Vergleich, der ihn den „modernen Paganini“ nennt, wirkt nicht an den Haaren herbeigezogen. Sowohl bezüglich der ungewöhnlich starken persönlichen Prägnanz seines Spieles wie nach dessen technischer Extravaganz erscheint er vollkommen zutreffend, zumal Prihoda gegenüber früheren Einbrüchen heute aus dem bald fatten, bald strahlenden Ton seines Instrumentes noch stärker einen Funken wirklichen Lebens zu schlagen weiß. Naturgemäß hat er als Spezialist und Fanatiker eines großen Geigentones die gewählten Vortragswerke alle auf diese, ihm besonders eigentümlichen solistischen Feinheiten durchdacht und sie dementsprechend in bestimmter Sonderart ausgelegt. So dünkelt bei der Brahms-Sonate (D-Dur, op. 108), mit der er begann, der rhytmische Impuls vorherrschend; bei Corelli (La Folia) wiederum, verblähte die an sich schon gewaltige technische Aufgabe, die der Komponist für den lückenlosen Aufbau des Ganzen an den Solisten stellt, vor der kläglich phänomenal gesteigerten und in ihren Doppelgriffen so ungeheuer schwierigen Kadenz. Das Paganini-Konzert (D-Dur) zeigte des weiteren einen wahren Geigenmeister in perklenhaftem legato- und staccato-Räufen sowie in brillantem Flageolettspiel. Das aus Höchstes enthu-

stimmlich ist. Woher käme es dann auch, daß Kinder, die vor ihrer Schulzeit quälend lebendig waren, nach zwei bis drei Jahren Klassenunterricht nicht selten störrisch, träge, stumpf geworden sind? Woher käme sonst das weitverbreitete Mißtrauen gegen die Schulkaisheit, woher kämen die trotz guter Schulzeugnisse seelisch so verbogenen Menschen?

Gerade die Beobachtung kleiner Kinder zeigt aber doch die Instinktsicherheit, mit der sie sich in ihrer Welt zurechtfinden. Sand und Wissen der Mutter wird nur dann herangezogen, wenn das Kind sie braucht. Und jede vernünftige Mutter hält sich sonst zurück und freut sich der wachsenden Selbstständigkeit ihres Kindes. Warum sollte jene Instinktsicherheit gerade in dem Augenblicke schwinden, in dem das Kind die Schule betritt, warum sollte der junge Mensch nicht auch weiterhin das sicherste Gefühl dafür haben, was seiner geistigen Entwicklung am besten dient?

Otto glaubt an diese Sicherheit des heranwachsenden Menschen. Er will als Lehrer nicht mehr sein als die Mutter, will von deren natürlichem, instinktiven Verhalten lernen und auch nur zur Verfügung sein, wenn er gebraucht wird. Dazu aber muß er seinen Schüler erst verstehen. Darum ist die Otto-Schule zu allererst eine Beobachtungsschule. Jenes „ich mag keine Rechenstunde“ nimmt er deshalb ohne Empörung aufmerksam hin, er fragt sich vielleicht nur, ob seine Stunde langweilig geworden ist, und stellt sich danach ein, außerdem aber denkt er über diese Äußerung nach, was sie ihm über Anlagen und Entwicklung dieses kindlichen Geistes sagen könnte, ob sie sein bisheriges Bild bestätigt, ergänzt oder widerlegt, ob die Anlagen fürs Rechnen gering sind, oder ob die Neigung schwankt, ob vielleicht ganz starke andere Interessen die bisherigen verdrängen, und welches diese Interessen wohl sein könnten.

Wenn aber kindliche Äußerungen für dieses Studium so wesentlich sind, dann weg mit allem, was sie verhindern oder verfälschen könnte. Also weg mit allem Moralisieren, wo es nicht nötig ist: im freien geistigen Verkehr mit Kindern. Erziehe, wo es zu erziehen gibt, aber nicht in dem Augenblick, wo das Kind dir in aller Harmlosigkeit sein Inneres erschließen will.

Man muß freilich gewaltig umstellen, bis man so weit ist, kindliche Harmlosigkeiten harmlos zu sehen. Wir alle, auch wir Lehrer, haben da noch viel zu lernen, obwohl wir doch in den letzten 20–30 Jahren in Schuldingen allerhand Wandlungen zum Guten erfahren haben. Daher immer wieder dieses Entsetzen, mit dem auch heute noch die meisten Besucher die Otto-Schule verlassen. Es ist schwer, diese Schule zu verstehen, und wer sie besucht, sollte sich erst in sorgfältigem Studium mit Ottos Gedanken vertraut machen — soll also nicht bloß Bücher lesen, sondern auch versuchen, diese Gedanken in seinem Kreise zu verwirklichen. Dann erst wird er erkennen, welche Werte in diesen Gedanken ruhen und wird sich der glücklichen Entwicklung freuen, die die Kinder in dieser von jeder amtlichen Vorrichtung freien Schule nehmen dürfen.

Am 23. April besteht die Berthold-Otto-Schule 25 Jahre, sie ist die älteste der bekannten Versuchsschulen. Und immer wieder herrscht in ihr blühendes Leben, ihr Bestand trotz widrigster Zeiten zeugt für ihren Wert. Ihr Gründer hat mit seinen fast 72 Jahren die Leitung freilich schon eine Zeit lang in die Hand einer seiner Töchter gelegt, aber noch immer ruht sein Auge freundlich auf der frohen Entwicklung seiner Anstalt und aller ihrer Zöglinge, noch immer erfährt dieses kleine Gemeinwesen unter den grünen Bäumen Lichterfeldes die starken Anregungen und tiefen Gedanken dieses umfassenden Denkers. Möge noch mancher fräftige, geradwüchsiges junge Geiſt aus dieser Schule hervorgehen, möge noch mancher Lehrer aus In- und Ausland von ihr lernen, möge vor allem ihr Gründer sich noch lange des fruchtbarsten Lebens in seiner Schule freuen können.

fiarmierte Publikum erzwang nach der letzten Programmgruppe, die den geschilberten Aspekt vor allem noch durch eine beispielhafte Bearbeitungsweise (Mosenkauer-Balzer!) bereicherte, vielfache Zugaben und zeigte sich auch dem feinsinnigsten Begleiter, Otto A. Graf, gegenüber äußerst beifallsfreudig.

Einen zweiten Violinkünstler, der gleichfalls stark zur technischen Bravour tendiert, ohne indessen je in leere Effekthascherei auszuarten, lernte man erneut in

Oskar Schmidt

dem bewährten Junglehrer unserer Musikhochschule, kennen. Auch seine Gipfelleistung ward das selbe Paganini-Konzert, das Prihoda gespielt hatte, denn auch seiner Darbietung war nicht bloß manuelle Begabung und geschmackvolle Glätte, sondern intuitiv gestaltete Sicherheit nachzurufen. Bei aller technischer Ordentlichkeit und hochentwickelter Musikalität war freilich ein Unterschied des Tones nicht zu überhören, weder hier noch in dem vorausgegangenen Tschaikowsky-Violinkonzert (op. 85), obwohl es fast von vielstärkerem Orchesterklang nur von einem Flügel sekundiert ward. Der sympathische Geiger und seine Begleiterin Mathilde Reck-Math, setzten sich zu Beginn des Violinabends noch für eine Neuheit ein, für eine sehr geschmeidige, inhaltlich aber doch recht belanglose Sonate (D-Dur, op. 10) von Hermann Fildner. Ihre langatmigen Sätze erheben sich kaum über die Sphäre des guten Handwerks, woraus wohl auch das gefährliche Manöuvre resultierte, daß die beiden Interpreten von sich aus die etwas fälligen Rhythmen nicht mit allzuviel Anmut und Geist zu füllen vermochten. Jedenfalls ward erst das Tschaikowsky-Konzert mit einem spontanen Sondererfolg quittiert, und noch begeisterter dankte die Zuhörergemeinde am Schluß.

Es ist erfreulich, daß nicht nur die großen Vereine der Stadt das Interesse an ihren Chören wachhalten suchen, sondern daß auch kleinere Vereinigungen an der Peripherie sich um allgemeinere Beachtung bemühen. So hatte der

„Liebertraug“ — Karlshorner-Daglanden zu einem Konzert gezogen, das sich sehr wohl hören lassen konnte. Es fand zugunsten des Gefallenendankmalfonds statt

Literarische Neuerwerbungen

Die europäische Kultur der Neuzeit. Umrislinien einer Sozial- und Geistesgeschichte. Von Prof. Dr. A. Kleinberg. (Mit 16 Taf. Geh. 5,50 RM., geb. 7,20 RM., Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) — Im vorliegenden Werke werden, beginnend mit der Renaissance, die wechselnden Lebensanschauungen und die verschiedenen Strömungen des geistigen Lebens, eingelagert in die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kulturvorgänge, dargestellt. So ist eine auf wesentliche beschränkte Geistesgeschichte, die in organischem Zusammenhang erlebte und zum Erleben hinführende Epochenbilder bringt, entstanden, bei denen je nach Wichtigkeit der verschiedenen Nationen, Klassen und Schichten bald dieser, bald jener Faktor im Vordergrund der Betrachtung steht, das Einzelne trotzdem aber hinter dem Ganzen zurücktritt. Besonders wertvoll führen 16, die verschiedenen Zeiten kennzeichnende Bildnisplatten in die geistige Problematik jener Epochen ein.

Der pythagoreische Lehrsat. Mit einem Ausblick auf das Fermatsche Problem. Von Oberstudiendirektor Dr. W. Lietzmann. 4., durchgeseh. Aufl. Mit 60 Fig. i. Z. und auf 2 Taf. (IV u. 75 S.), H. 8°. (Math.-phys. Bibliothek, Bd. 3.) Kart. 1,20 RM. (B. G. Teubner, Leipzig.) — Das nunmehr in 4. Auflage vorliegende Bändchen beschäftigt nicht, eine möglichst vollständige Sammlung von Beweisen des pythagoreischen Lehrsatzes zu geben. Es will vielmehr an einem historisch und unterrichtlich bedeutungsvollen Beispiel in ganz elementarer Weise zeigen, wie mannigfache Beziehungen zwischen den verschiedenen Gebieten der Mathematik bestehen, wie die mathematischen Tatsachen, um ein mehrfach gebrauchtes Bild aufzunehmen, ein Netz bilden, nicht eine Kette. Sodann aber soll vor allen Dingen der Leser, soweit das in dem engen Rahmen möglich war, zu eigenem mathematischen Denken angeregt werden.

Ein neuer Führer zu den Oberitalienischen Seen. Wie man eine Reise nach den oberitalienischen Seen am zweckmäßigsten vorbereitet, was sie kostet, welchen Weg man wählt usw., das findet man am besten in einem solchen erschienenen neuen Band der altbewährten Sammlung „Rehers Reisebücher“. Die Oberitalienischen Seen, Turin, Mailand, Verona. (Mit 18 Karten, 9 Plänen und 3 Grundrissen. In Ganzleinen 8 RM., Verlag Bibliographisches Institut AG, Leipzig.) — Das ganze Gebiet zwischen den südlichen Alpenpässen und dem Po wird eingehend beschrieben: Garbana und Comersee, Lago Maggiore und Luganer See mit ihren internationalen Erholungsplätzen, die südlichen Alpen vom Monte Rosa bis zum Monte Baldo und die interessanten großen Städte: Mailand mit seinem herrlichen Dom und seinen Renaissancepalästen, Turin, die moderne Industriestadt Italiens mit der Autofabrik von Fiat und ihrer prächtigen Alpenumgebung, Verona mit seinen Mauerresten, dem Amphitheater und dem Castel Vecchio. Die hervorragende, farbenreiche Gestaltung der Karten und Stadtpläne, auf denen alle großen Durchgangstraßen für Automobile besonders gekennzeichnet sind, die genaue Beschreibung aller Zugangswege über die Alpen, die ausführlichen Angaben über Postwesen, Verkehrsmittel, Hotels und nicht zuletzt die italienische Speisekarte und die deutsch-italienischen Autofachausdrücke machen Rehers „Oberitalienische Seen“ zu dem modernsten und zweckmäßigsten Führer für dieses Gebiet.

Fanny oder Der Sturz von Frauenturm. Eine historische Erzählung von Friedrich Trefz. Mit vier Zeichnungen von Peter Trumm und einem alten Stich. (Verlag Knorr & Schick G. m. b. H., München.) Geh. 9,50 RM., Geb. 4,50 RM. — Es sind 150 Jahre verflossen, daß das schöne und lebenslustige Frauenturm in der Stadt den Tod durch den Sturz vom nördlichen Frauenturm in München erlitten hat. Dieses Vorkommnis, das fast in der ganzen gebildeten Welt das größte Aufsehen erregt hat, behandelt Friedrich Trefz in seinem neuen Buch. Daniels war nicht nur Deutschland, sondern die ganze lebende Welt aufgewühlt durch Goethes glänzendes Frühwerk „Die Leiden des jungen Werther“, es fehlte nicht an vielen anklagenden Stimmen, die auch Fannys Tod dem Einbruch des als gefährlich bezeichneten Buches auf das außergewöhnlich veranlagte, jungverlobte Mädchen zuschrieben. Eine große Literatur ist um dieses Vorkommnis entstanden. Jetzt hat Friedrich Trefz seine Ergebnisse eingehender Nachforschung über das tragische Ende des schönen adeligen Fräuleins in diese feine historische Erzählung hineinverwebt. Dichtung und Wahrheit reichen sich die Hände. Wir werden mit dem gefamten gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt bekannt. Es ist die Zeit, in der Bayern neben Preußen und Österreich um die Vormacht in Deutschland kämpfte und unterlag. Mozart weilt in München und leitet die Erstaufführung seines „Domeneo“. Am Schluß der Erzählung begleiten wir Goethe hinauf auf den nördlichen Frauenturm, als der Meister auf der Reise nach Italien in München weilte und selbst den Schauplatz der ihm schon in Weimar bekannt gewordenen Tragödie aufsuchte.

und würde schon um dieses schönen Zweckes willen bei seiner Wiederholung (Sonntag, den 8. Mai, in der Daglandener Festhalle) ein vollbesetztes Haus rechtfertigen. Aber es war nicht minder achtunggebietend als respektable Leistung eines Volksoberens, dem sich vor allem in der mit verstärktem Schiller- und Damenchor gelungenen Gedächtnisfeier von Ludwig Baumann eine treffliche Gelegenheit, sein bedeutendes Können zu zeigen, darbot. In Franz Müller, das besttätigte schon die entsprechende künstlerische Auswirkung der drei zuvor aufgeführten Männerchöre, steht ihm jedenfalls ein Leiter zur Verfügung, der um das Grundständige der Chorverziehung genau Bescheid weiß. Dieser nun von meinem Vertreter geäußerten Worten ist noch nachzutragen, daß als Solisten Martha Adler (Sopran), Hermann Müller (Violin) sowie Heinrich Petri (Klavier) mitwirkten, während Staatschauspieler Menscher einige dem Besenatig angepaßte Gedichte regitierte.

Von dem Musikabend, den in den Räumen des Karlshorner Frauenturms

Eugenie Brod-Fischel und Isa Willisch

betanfallte, war es mir leider nur vergönnt, den allerletzten Teil ihres Programms, Cesar Francs bekannte Violinsonate, zu hören. Aber der empfangene Eindruck genügt, um vor allem der jugendlichen Berliner Geigerin Willisch, die zum erstenmal öffentlich gespielt haben soll, zu attestieren, daß sie die Gemmungen des Anfängerstudiums ziemlich überwunden hat und eine Talentprobe ablegte, die weder technisch noch vortraglich als verfehlt anmutete. Mit sehr gereizter Kunst stand ihr allerdings für den Klavierpart eine Pianistin zur Seite, deren zuverlässiger, mehr führender als begleitender Mißhilfe ein gut Teil des günstigen Gesamterfolges zu danken war. Eugenie Brod-Fischel verbiente außerdem sich große Anerkennung dafür, daß sie zwei aus französischer Feder kommende Novitäten — Debussys „Arhères“ und eine Sonatine von Ravel — zu Gehör brachte. S. Sch.